

Der Rorschacher Trichter

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 22

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



134

Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse:

Aufforderung zu einem Strauß

Der Sommer ist ein einziger Concours hippique für Steckenpferde und deren Jockeys.

Der Mensch, mag er einen langen Winter noch so zielstrebig und ausschließlich auf Arbeit ausgewiesen sein, wird in den ersten warmen Tagen plötzlich von einer unüberwindlichen Sehnsucht nach einem hobby überfallen. Unvermittelt, jäh und nackt springt ihn dies Verlangen, das besonders bei Schweizern anormal, absonderlich und wider die Natur ist, an.

Manche, beispielsweise, campieren. Sie ziehen mit leuchtenden Zelten in die freie Natur, an deren ameisensbewohnten Busen sie sich anschließend schmiegen.

Das ist nichts für mich. Ich bin bequemer Natur und ziehe das schäbigste Bett einem überriechenden Gummikissen vor. Und ich esse ungern aus Gamellen. Selbst das feinste Erbschen verliert ungeheuer an Interesse, wenn es nicht nur nach Erbschen, sondern auch noch nach Aluminium schmeckt.

Andere fischen.

Das heißt, sie suchen sich in einer Ecke des Gartens schleimige Regenwürmer zusammen oder sie jagen an unhygienischen Plätzen Schmeißfliegen. Diese Tierchen spießen sie an Haken und warten darauf, daß

harmlose Forellen oder andere Kiemtiere anbeißen.

Manchmal warten sie wochenlang. Auch das ist nichts für mich.

Wenn ich schon warten muß, dann lieber auf eine unpünktliche Dame. Besonders wenn sie angenehm von Gesicht ist.

Und dann: ich kann Forellen zwar durchaus essen, aber ich kann nicht so gut zusehen, wie sie blutigen Maules auf das Wasser klatschen, zappelnd im Grün des Ufers tanzen und verwirrt in zu engen Kübeln aufschnellen.

Wieder andere zelten nicht, noch fischen sie. Wieder andere spielen beispielsweise Federball.

Und andere wandern durch ozonreiche Wälder, ihre Lungen purgierend.

Und weitere reiten.

Und andere schwimmen.

Oder füllen die Strandbäder mit ihren bläßlichen Winter-Bäuchen. Sollen sie.

Ich habe ein anderes hobby und ich schlage es Ihnen zwecks Nachahmung vor: machen Sie Blumensträuße.

Genauer gesagt: Wiesensträuße.

Zugegeben: zunächst klingt das ein bißchen sentimentalisch und es sieht überhaupt so aus, als sei es kein besonders kurzweiliges oder gar spannendes Steckenpferd.

Das stimmt aber nicht.

Probieren Sie es nur einmal!

Hier ist eine Anleitung.

Man muß sich morgens eine Wiese suchen, aber abends, kurz bevor die Sonne sinkt und die Schatten lange werden, geht es auch. Nur in der Hitze des Mittags ist es zu vermeiden. Teils der Blumen, und teils sich selber wegen.

Also: in der Frühe eines Morgens, wenn die gierige Sonne schon den Tau aufgeleckt hat, oder abends,

kurz bevor die Schatten allgemein werden.

Dann muß man sich seine Wiese suchen.

Es soll keine allzu fette sein. Blumen an den trockeneren Rändern der Wiesen sind leuchtender und zäher. Sie haben die Hochkonjunktur des reichlichen Düngers nicht mitgemacht und das hat sie vor einer gewissen Verweichlichung bewahrt.

(Dieser Satz ist natürlich reiner Unsinn. Ich wollte nur nicht zum Betreten schnittreifer Wiesen auffordern, weil sonst Abbestellungen aus ländlichen Gegenden erfolgen.

Denkbar wäre auch ein Protest des Bauernsekretariates sowie des Verbandes zur Bewahrung der Belange unseres Rindvieches, wenn es den gibt. Denkbar wäre es. Warum sollen sich nicht auch Rindviecher verbünden?)

Also: man halte sich an die Ränder. Und dann fange man nicht sofort an zu pflücken. Das ist ganz falsch, barbarisch und unspannend.

Nein, man überlege sich den Strauß zuerst. Man stelle sich ihn im Geiste vor. Jeder Künstler hat die Vision des Werkes, bevor er das Werk hat. Wenn das fertige Produkt achtzig Prozente der Schönheit seiner Vorstellung davon erreicht, kann er sich glücklich preisen.

Man überlege also den Strauß zuvor. Denn man muß sich klar darüber sein, auf welche Farbe man ihn stellen möchte. Soll das blaue und bräunlich-rote Grau der sanften Tauben-Skabiosen überwiegen? Sollen die Sterne der Margueriten mit blitzendem Weiß und grünlich-gelben Herzen bestimmend sein? Soll das vielstufige Rot der Kuckuckslichtnelke den Ausschlag geben?

Ich würde vorschlagen, demokratischer zu sein. Machen Sie – und ich mache es immer so – nach Möglichkeit einen Strauß, der alle Blumen enthält. Formen Sie ein künstliches Abbild der Wiese. Aber der ganzen, wenn ich bitten darf! Keine Blume darf Ihnen zu gering sein. Nicht das gelbe Habichtskraut, das sich abends zu trostlosen Klümpchen schließt, noch das schaumige Weiß des Wiesenkerbels.

Jede Blume gehört zur Wiese und jede Blume, die zur Wiese gehört, hat in dem Strauß vertreten zu sein.

Beginnen Sie nicht mit den Margueriten. Das ist eine Kinderlösung. Achtjährige stürzen sich zuerst auf die penetranten Strahlenbündel. Fortgeschrittene Blumen-Pflücker fangen subtiler an.

Etwa mit der Rispe des Sauerampfers, die grünlich ist und rötlich und nicht besonders schön in sich. Aber in Verbindung mit den an-

deren Blumen wird sie wundervoll. Sagen wir: drei bis fünf Rispen davon. Vielleicht auch sieben.

Und dann Skabiosen dazu. Nicht allzu viele, bitte, denn Skabiosen, so sanft und bescheiden sie auch aussehen mögen, sind vorwitzig. Sie bestimmen nur allzu rasch einen ganzen Strauß, denn ihre Stengel sind dick und ihre Kugelköpfe drängen sich immer und überall vor.

Dann eine Farbe, denn Taubengrau und Grün-Rot alleine ist zu pastos. Die Wiese in Ihrer Hand muß aber leuchten. Also vielleicht das brennende Rot einer sehr roten Lichtnelke. Und dann eine solche Nelke von sanfterem Kolorit. Und dann eine beinahe weiße. Albinos dieser Art gibt es des öfteren, man muß nur ein bißchen suchen.

Dann ein paar Glockenblumen, wissen Sie, von den rötlich-blauen. Dann tintigen Salbei.

Dann erst die Margueriten, die den Strauß zum Strahlen bringen.

Und dann – ja nicht vergessen! – Gräser! Rispengräser und Doldengräser ohne Unterschied und nicht zu knapp. Genieren Sie sich nicht, Gräser sehen zwar nicht besonders attraktiv aus, aber sie lockern den Strauß auf.

Und dann fehlt nur noch Gelb. Also: Habichtskraut oder Hahnenfuß. Am besten beides. Aber mit Maß. Gelb ist eine freche Farbe. Und eine neidische dazu. Nur allzu gerne bringt sie die anderen Farben um.

Ja, und dann noch dazu, was es noch alles gibt: Klee von mir aus, weißen und roten; die korinthischen Blätter des Bärlapps; Wiesenkerbel oder Schafgarbe (so es schon gibt). Kurzum: alles was die Wiese trägt. So, das wär's.

Und jetzt fragen Sie, wo das Spannende sei?

Probieren Sie es einmal!

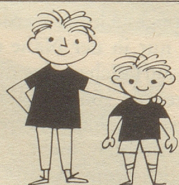
Sie werden sehen, wie Ihnen plötzlich ein Sauerampfer fehlt. Und wie Sie zum Wiesen-Detektiven werden, um ihn aufzuspüren, zum Sherlock Holmes der Matte, zum Nick Knatterton der Fluren.

Oder dann brauchen Sie eine nicht zu lange Marguerite für die Seite. Und dann eine Grasrispe mit einer bestimmten Neigung. Und dann einen Salbei, der sich nicht zu sehr nach der Seite krümmt, sondern einen stolzen, aufrechten.

Und dann kämpfen Sie mit einer Glockenblume, die sich nicht fügen will.

Ich sage Ihnen: neben der ästhetischen hat die Sache auch eine rein sportliche Seite. Und daß die Gewalt, die Sie anwenden, zärtlich sein muß, macht alles nur schwieriger.

Ja, und dann gehen Sie heim und



Sie waren, weil sie Brüder sind, fast unzertrennlich schon als Kind.
(Das Kleinlos ist der jüngere Bruder des Hauptloses!)

das Kombi-Los

der Interkantonalen Landes-Lotterie

stellen alles in eine möglichst einfache Vase aus rohem Ton. Und dann merken Sie, daß Sie noch einmal ganz von vorne anfangen müssen, denn jetzt haben Sie ein Arrangement nicht nach Ihren Händen, sondern nach der Form der Vase zu bewerkstelligen. Ganze wundervolle Sonntage können Sie damit verbringen.

Nur etwas: verschenken Sie niemals einen solchen Strauß. Die Leute schätzen es nicht. Sie wollen weißen Flieder (1.20 der Stengel), größenwahnsinnige Pfingstrosen, überdimensionierte Maiglöckchen, leuchtende Iris und ähnliche schöne Sachen.

Von einem lumpigen Wiesenstrauß halten sie nichts.

Aber das macht nichts. Wer etwas davon versteht, ist ihnen nicht einmal böse.

Er lächelt nur.

Er lächelt das Lächeln einer sommerlichen Wiese, kurz nachdem der Tau zur Sonne geflogen ist oder knapp bevor die Schatten umfassend werden.



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...
Beispielsweise so:

«Letzte Woche ist Ihnen ein kleiner Fehler unterlaufen. Sie schreiben Seite 31: Wie einer aus dem Val d'Herence. Meines Wissens heißen die Täler Val d'Hérens und Val d'Héremence. Welches von beiden meinten Sie wohl?»

Fräulein K. M. aus Münsterlingen will das wissen.

Vielleicht will sie es aber auch gar nicht wissen. Vielleicht weiß sie es schon.

Denn ich sprach vom fehlerhaften Val d'Hérence in einem Artikel über Hermann Geiger, und ich erwähnte, daß an seinem Ende die Pyramide der Dent Blanche stehe. Also handelt es sich ganz unzweifelhaft um das Val d'Hérens, was ich hiermit in aller Form bestätige. Und zwar ohne Spott und jegliche Ironie. Fräulein M. hat recht, wenn sie mich auf einen Fehler aufmerksam macht. Wer selber mit mehr

oder minder bedeutenden Brocken um sich schmeißt, muß auch einen Treffer aufs Dach des eigenen Glashauses einstecken können. Es ist die gerechte Strafe dafür, daß er nicht besser aufgepaßt hat.

Und Aufmerksamkeit sowie Genauigkeit ist eine Forderung, die man selbst an einen von ferne humoristischen Journalisten stellen darf.

Herzlichen Dank also, Fräulein M. Und wenn Sie wieder einmal in das Val d'Hérens kommen, lassen Sie es mir grüßen.

Und das Val d'Héremence ebenfalls.

Sollte es Ihnen zuviele Mühe bereiten, beide Täler zu grüßen, so grüßen Sie einfachheitshalber das Val d'Herence.



Werschreibt, dem wird geschrieben. Manchmal wird aber auch Leuten, die keineswegs schreiben, geschrieben.

Ich erwähne in diesem Zusammenhange den Zarli Carigiet, welchen ich Ihnen nicht weiter zu erklären brauche. Sollte das nötig sein, so ist es überflüssig. Den Zarli kann man nicht erklären, davon hat kein Mensch etwas. Den muß man sehen. In Zürich ist übrigens Gelegenheit dazu.

(Ich erwähne das, weil das Stück von mir stammt. Fassen Sie den Hinweis bitte nicht als Reklame auf. Es ist nur Propaganda.)

Also: der Zarli Carigiet hat neulich einen Brief bekommen.

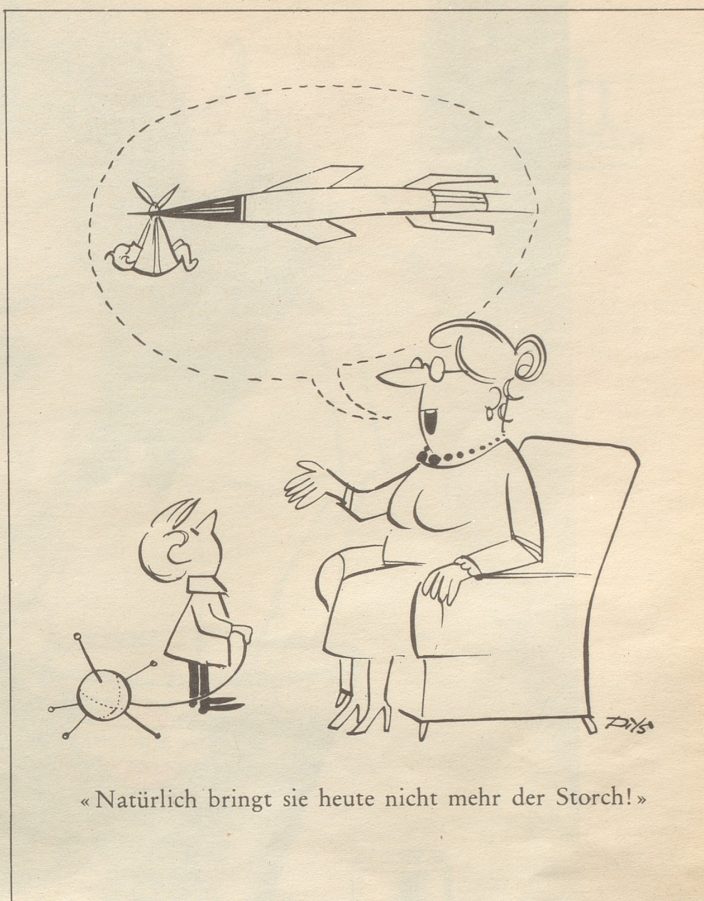
Der zeichnete sich durch vier Umstände aus:

- a) er kam aus Klosters
- b) er war englisch geschrieben
- c) er trug keinen Absender und keine Unterschrift
- d) er zeichnete sich durch einen Inhalt bemerkenswerter Natur aus.

Hier die Uebersetzung:

«Dies ist das Gebet:
Vertraue in den Herrn mit Deiner ganzen Kraft! Ehre ihn auf jegliche Weise und er wird Deinen Pfad erleuchten!»

Dieses Gebet wurde Ihnen zugesandt, auf daß es Ihnen Glück bringe. Das Original stammt aus den Niederlanden und sein Glück wurde Ihnen übermittelt. Vier Tage nach Empfang des Gebetes werden Sie Glück haben. Es handelt sich nicht um einen Scherz und Sie werden es per Post bekommen. Bitte senden Sie kein Geld und behalten Sie diese Kopie nicht! Senden Sie lediglich diesen Brief und zwanzig Kopien an Leute, denen Sie Glück wünschen. Das muß 79 Stunden nach Empfang dieser Kopie getan werden. In Amerika bekam der Offizier En



«Natürlich bringt sie heute nicht mehr der Storch!»

Patten 80 000.- Dollars nachdem er das Gebet erhalten hatte, verlor aber sein Leben, weil er die Kette zu unterbrechen versuchte.

Bitte schicken Sie diese Kopie weiter und warten Sie ab, was in vier Tagen passiert.»

So!

Zunächst die Tatsachen: der Zarli Carigiet bekam diesen Brief und gab ihn mir eine halbe Stunde später weiter. Per bloßer Hand und nicht per Post.

Und dann wartete er ängstlich vier Tage ab.

Das heißt: teils auch freudig erregt.

Leider gewann er weder in der Lotterie noch erbe er etwas. Das einzige was er bekam, waren 40 Franken als Rückvergütung für unfallfreies Autofahren während eines Jahres.

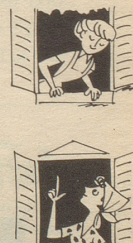
Zarli ist nicht überzeugt, daß es sich dabei um einen besonders erwähnenswerten Glücksfall handelt. Er behauptet steif und fest, gleichen Tages hätten mindestens zwanzig seiner Bekannten ähnliche Summen erhalten.

Andererseits lebt er aber auch noch. Er hat weder Pest, Cholera, Angina pectoris noch galoppierendes Bauchweh bekommen. Nur der Ruedi Walter ist ihm im Verlaufe der Vorstellung ein wenig auf den Fuß getreten, was er allerdings überlebte.

Wie gesagt: das sind die Tatsachen. Eine weitere Tatsache ist aber auch dies: natürlich können nur Schwachsinnige solches Zeug im Kreise herumschicken. Schwachsinnige und Böswillige. Leider besteht aber die Gefahr, daß so ein Brief einmal in die Hände eines anderen Schwachsinnigen falle und zwar eines innerlich weichen und gutmütigen. Und der kann dann riesige Angst bekommen.

Und deshalb bin ich dafür, daß man den Unfug abstellen sollte. Todesdrohungen sind etwas Unfeines. Und ein Gebet um Lotteriegewinne ist etwas Ekliges.

Sei's beim Picknick,
sei's beim Wandern,
in der Stadt
und auf dem Land:
eine Hausfrau
sagt's der andern,
wie vorzüglich
sie ihn fand.



Tilsiter

Drum gehört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.